



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tiergen, Oskar: Die Vier : eine Schulgeschichte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Molo zum Anlegen. Der alte Kriegshafen noch weiter westlich ist in die Befestigung einbezogen; vier Meter dicke Mauern schützten ihn einst, und rechts und links von der Einfahrt und in den Ecken der Mauer ragten starke Rundtürme auf; jetzt ist er, wie gesagt, verlandet. Es scheint, als ob die Kolonisten bald, nachdem sie Thasier geworden waren, mit der griechischen Ansiedlern so oft eignen staunenswerten Tatkraft den ganzen Höhenzug, der schon natürlichen Schutz bot, befestigt haben. Jedenfalls war er am Ende des sechsten Jahrhunderts v. Chr. zur Stadt gezogen. Vom Nordkap über die Höhe hin, dann nach Südwesten hinab in die Ebene, weiter nach Nordwesten zum Meere und am Strande hin zum Nordkap lief die Mauer, die sich noch mit völliger Sicherheit verfolgen läßt. Zwei Tore öffneten sich gen Süden, sicherlich eines nach Westen und eines zum Hafen, der auch nach der Stadt zu ummauert gewesen sein wird; auch mit der weiten See muß eine Verbindung bestanden haben. Zuerst war es eine Lehmziegelmauer mit einem Steinfundament von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Meter Höhe und 1,80 Meter Dicke. Auf der Höhe im Osten haben sich Reste des Sockels aus schön gefügten polygonalen Blöcken erhalten. Als aber im Jahre 494 Histiatos von Milet in der letzten Zeit seiner Abenteuerlaufbahn einen Handstreich auf die Stadt versucht hatte, wurde fast ringsherum die alte schwächere Befestigung durch eine feste Steinmauer ersetzt, die bei etwa zwei Meter Dicke sicherlich fünf Meter hoch und mit Türmen bewehrt war. Ein gigantisches Werk; in den im Südosten erhaltenen Partien das schönste Wahrzeichen altthasischer Macht. Mit berechtigtem Stolz setzte einer der Steinmetzen, Parmenon, auf einen Block von 3,30 Meter Länge und 1,60 Meter Höhe seinen Namen. Zahlreich sind die Versatzmarken und die Steinmetzzeichen in dem einheimischen Alphabet, in dem zum Beispiel Ω kurzes O und Θ langes O bedeutet; im Laufe des fünften Jahrhundert wurde es allmählich durch die ionischen Zeichen verdrängt, eher als das attische in Athen. Große eingeritzte Augen sind Amulette wie einst der Phallus an Stadtmauern. Mühsam klettert man zwischen Fels und Gebüsch dem vielfach überwachsenen Mauerlauf nach; immer wieder raschelt eine Schlange, bewegt sich langsam eine große Schildkröte. Wie von Kyklopen gefügt steht ein Tor auf der Höhe; über drei Meter lang und einen Meter hoch ist der halb roh gelassene Deckstein. Es steckt tief in der Erde, und eine gewaltige Platane breitet ihre Zweige darüber.



Die Vier

Eine Schulgeschichte von Oskar Thiergen



„**A**s sag ich dir, Junge: wenn du noch einmal eine schlechte Benjur heimbringst, schlage ich dich bis aufs Blut!“

Mit diesen tröstlichen Worten entließ Professor Erler seinen elfjährigen Sohn Helmut in die Schule, während er selbst sich an seinen Schreibtisch setzte, um eine wissenschaftliche Arbeit zu vollenden.

Der Knabe wanderte durch die Straßen der Stadt nach dem Gymnasium, dessen Sexta er besuchte, indem er mit innerm Beben die Worte des Vaters erwog, die, wie er wohl wußte, keine leere Drohung enthielten. Ach! und heute sollte das gefürchtete Rechenextemporale geschrieben werden! Nicht, daß er sich vor dem Rechnen gefürchtet hätte. Er war ziemlich sicher in seinen vier Spezies, aber die Vorteile, die der Lehrer sie zwingen anzuwenden, machten ihm endlose Mühe. Er verstand noch nicht, daß mit diesen Vorteilen ein gut Stück

scharfen Denkens verknüpft war, das eine vorzügliche geistige Schulung bildete. Wie die meisten seiner Mitschüler und wohl auch der Schüler Eltern betrachtete er diese Vorteile als entschiedne Nachteile des Rechnens.

Eins hatte er sich gemerkt: statt mit 25 zu multiplizieren mußte man mit 100 vervielfältigen, indem man zwei Nullen an den Multiplikanden anhäng, und dann durch 4 dividieren. Auch daß er, statt mit 95 zu multiplizieren, zwei Nullen anhängen und dann den fünfmal vervielfältigten Multiplikanden von dieser Zahl abziehen mußte, war ihm deutlich in der Erinnerung. Aber wie war doch der Vorteil bei der 11? oder bei 48, 64, 56?

Er grübelte und grübelte, bis sich alles in dem kleinen Kopf zu drehen begann. Er hatte unwillkürlich den Schritt verlangsamt und bemerkte plötzlich an der Kirchturnuhr, daß nur noch wenige Minuten bis zum Schulanfange fehlten. Im Sturmschritte eilte er in die Klasse und kam gerade noch zurecht, ehe der Lehrer eintrat; dann aber begann auch sofort das gefürchtete Extemporale, noch ehe er eine Frage an den Nachbar stellen konnte wegen der Vorteile, die ihm entfallen waren. Es waren zwölf Exempel, zehn davon mit Vorteilen zu rechnen und dann noch zwei verschmitzte über Pachtungen, Waldbrodungen usw.

Schon bei der dritten Aufgabe stieß Helmut auf die vergessene elf. Er sann und sann, ohne das Rechte zu finden, und rechnete schließlich nach alter Art. Daselbe tat er nach fruchtlosem Grübeln mit der 45, der 64 und den andern. So hatte er, da er an sich schon ein sogenannter „langsamer“ Junge war, durch das lange Besinnen so viel Zeit verloren, daß er am Schlusse der Stunde nur sieben Exempel gelöst hatte, und vier davon waren ohne Benutzung von Vorteilen gerechnet, wenn auch das Ergebnis stimmte.

Durch diese Stunde qualvoller und ergebnisloser Arbeit, über der des Vaters Abschiedsworte wie eine dunkle Wetterwolke geschwebt hatten, war der Knabe in einen nervösen Zustand geraten, der ihn auch zum leichtern Denken unfähig machte. Und nun wollte es der Zufall, daß auch der Lateinlehrer noch eine kurze Klassenarbeit schreiben ließ, ohne weitere Vorbereitung, bloß um zu sehen, was seine Jüngens nach ungefähr dreivierteljährigem Unterrichte wüßten. Das Ergebnis war für Helmut wiederum kläglich. Er bildete den Plural von fructus: fructi, die Geschlechter der dritten Deklination flogen nur so durcheinander, obwohl er zu Hause die Venusregeln tabellos gekonnt hatte: „brauch männlich o, or, os, er und es ungleichsilbiger“; „die as, die x, die aus, die is, es in Parisyllabis, und s davor ein Konsonant, die werden weibliche genannt“. Die Konstruktionen endlich mißrieten gänzlich.

Und nun kam nach einigen Tagen der gefürchtete Augenblick der Rückgabe der Arbeiten. Mit zwei vierten mußte Helmut heimgehn. Er zitterte vor der Begegnung mit seinem Vater; denn er wußte, wie schwer er gestraft werden würde. Der Heimweg dauerte lange, noch einmal solange als gewöhnlich, wo er im Verlangen sein Mütterchen zu begrüßen eilends heimwärtsgegangen war. Heute lockte ihn das Wiedersehen mit der Mutter nicht. Er stellte sich vor, wie betrübt sie aussehen würde, wenn er so schlechte Nachrichten brächte. Auch der Garten, in dem er so gern zu spielen und den Staub der Schulstube abzuschütteln pflegte, zog ihn nicht, es war, als ob Bleigewichte an seinen Füßen hingen, so langsam schlich er dahin. Und plötzlich kam ihm der Gedanke: Wie wäre es, wenn du dem Papa das schlechte Ergebnis verheimlichtest? Aber dagegen sträubte sich sein ehrlicher Sinn, und zudem hatte er das Gefühl, daß er getan hätte, was er konnte, daß er rechtschaffen gearbeitet und die Zeit nicht vertändelt und verträumt hätte.

Und so kam er endlich zu Hause an.

Nun, Heller, was bringst du? fragte der Vater, der aus des Sohnes niedergeschlagenem Wesen nichts Gutes ersah.

Ach, lieber Vater, ich habe mir alle Mühe gegeben, aber ich habe wieder schlecht gearbeitet.

Zeig her! rief der Vater rauh. Zitternd reichte ihm der Knabe die beiden Hefte. Bei der Vier im Rechnen schon färbte sich das Gesicht des Professors rot, aber als er dieselbe Zensur im Lateinhefte erblickte, brach sein Zorn mit voller Gewalt los. Er ergriff mit der Rechten den Spazierstock, mit der andern den bebenden Kleinen und schlug unbarmherzig auf ihn los.

Ach, bitte, lieber Vater, schlag mich nicht mehr, ich will mir noch mehr Mühe geben! jammerte der Knabe, doch die Hiebe fielen hageldicht, bis der Arm müde war. Dann erst ließ der Professor nach, aber dann sah er auch mit Schrecken, welche Veränderung in dem Kinde vor sich gegangen war. Es schrie nicht, aber jeder Blutstropfen war aus seinem Gesichte gewichen, und ein krampfhaftes Zittern ging durch seinen Körper; seine Augen blickten stier umher, und erst als es seine Mutter erblickte, die erschreckt über den Tumult herbeigeeilt war, schluchzte es laut auf und barg sein Gesicht an ihrer Brust.

Aber wie kannst du den Jungen so schlagen? rief vorwurfsvoll die Mutter.

Er weiß, warum es geschah, erwiderte der Vater; ich will nicht, daß er mir Schande macht vor den Kollegen. Zum zweitenmal bringt er die Vier im Rechnen und außerdem noch eine im Latein.

Diese Worte waren zwar noch hart gesprochen, aber indem er den zitternden und schluchzenden Knaben ansah, schwand aller Zorn, und jeder Hieb, den er dem Kinde gegeben hatte, tat ihm jetzt weh. Sein Herz krampfte sich zusammen, daß er sein eigen Fleisch und Blut so grausam gezüchtigt, indes er mit andrer Leute Kindern täglich Nachsicht, unendliche Nachsicht übte.

Aber seine Ehre als Lehrer stand auf dem Spiele, wenn er sein eignes Kind zu nichts bringen konnte. In seinem törichtten Schulmeisterstolze glaubte er, daß sein Junge etwas Besondres leisten müßte, und nun erreichte er nicht einmal eine Mittelzensur!

Schon als der Knabe geboren war, hatte er seinem Hausarzte, einem bewährten alten Studienfreunde, gesagt: Ich freue mich eigentlich nur halb, daß es ein Junge ist; ein Mädchen wäre mir lieber gewesen.

Der Tausend! hatte ihm der Freund geantwortet, das höre ich zum erstenmal. Ich habe doch genügend Gelegenheit, die Leute nach solchen Familienereignissen zu beobachten, aber immer ist die Freude besonders groß, wenn ein Junge geboren wird.

Ja, wenn er nun aber nicht die „Zwei“ macht? war des Professors Antwort gewesen.

Wenn er nicht was macht? fragte der Doktor, der des Professors Worte nicht verstand.

Ich meine, wenn er im Gymnasium nicht mit der Zwei arbeitet, bin ich blamiert.

Der Doktor sah seinen Freund ein Weilchen schweigend an, dann sagte er: Höre mal, alter Junge, verümdige dich nicht. Wenn einem Gottes Güte einen solchen Segen ins Haus schickt, da soll man danken, auf den Knien danken und sich nicht durch solche törichte Grübeleien die Freude und die Weihe stören, die über jeder Familie nach solch einem Ereignisse liegt. Erzieh ihn nur zu einem rechtschaffnen Menschen — mit oder ohne Zwei — das ist die Hauptsache.

Nun war es eingetreten, was der Professor gefürchtet hatte. Der Knabe war schwächlich geblieben, war rasch in die Höhe geschossen und sehr blutarm, und wie alle solche Knaben hatte er etwas Langsames an sich, einen großen Hang zum Träumen und Spielen. Er konnte sich stundenlang mit seinem Spielzeuge abgeben, ohne daß sich jemand um ihn zu kümmern brauchte. In dieser Hinsicht war er ein sehr „bequemes“ Kind gewesen. Aber der Mutter scharfes Auge hatte bald erkannt, daß sich dahinter etwas Denksaulheit versteckte, und sie hatte ihn angehalten, ein Buch zu lesen oder Schularbeiten zu machen oder etwas vorzuarbeiten.

Im übrigen war der „Heller“, wie man ihn nannte, ein prächtiger Kerl. Voll rührender Liebe zu seinen Eltern, besonders zu seinem „Mudding“; gefällig, wo er es nur sein konnte; mitfühlend besonders gegen Arme; war es doch seine größte Freude, zu Weihnachten auf dem Striezelmarke den frierenden Kindern, die kleine Spielsachen, Gold- und Silberschmuck feilboten, den Inhalt seiner Sparbüchse zu schenken. Und dabei war sein kleines Herz so liebebedürftig, wie es liebe reich war. Der köstlichste Augenblick des Tages war ihm das Zubettgehen, wenn er in sein schönes, weiches Deckchen gehüllt sich zum Nachtgebet anschickte.

Da ging sein Mütterchen immer zu ihm und las ihm aus dem schönen Spittaschen Gebetbuche vor. Und wie ergreifend sie las! Wie verständlich für seinen kleinen Geist! In heißer Inbrunst küßte er nach dem Amen das liebe Angesicht derer, die mit ihm gebetet hatte, gleich als wollte er den Dank, den er dem lieben Gotte schuldete, ihr mit abtragen, als müßte er einem menschlichen Wesen etwas von der Liebe erzeigen, die ihn zum Heiland und zu Gott hinzog.

Auch war er lernbegierig. Wenn sein Vater mit ihm spazieren ging, konnte er ihm nicht genug erklären von den Geheimnissen der Natur und des Himmels, von den Bauwerken, den Kunstsachen und dem vielen Sehenswerten in der Stadt.

Ja, als er zum erstenmal mit in die Kunstausstellung genommen worden war, fesselte er durch seine Bemerkungen und durch die Auswahl der Bilder, die er sich am längsten anschaute, eine alte Dame so, daß sie mit ihm ging und den Eltern beim Abschiede Glück wünschte zu dem Gedanken, diesem Knaben sobald Meisterwerke der Kunst gezeigt zu haben.

Gegen alles Erwarten entwickelte sich nun der Geist des Knaben in der Schule nicht in dem Maße, wie es die Eltern erhofft hatten. Vielleicht war das rasche Wachstum und die damit verbundene Blutarmut schuld. Vielleicht auch die überfüllten Klassen, ein Übelstand, an dem ja die Großstädte in sehr bedauerlicher Weise fast allgemein leiden. Er war ein Junge, mit dem man sich fortgesetzt beschäftigen mußte, wenn sein Geist auf einen Schulgegenstand gerichtet bleiben sollte. Andernfalls schweifte er zurück in den Garten, zu den Spielzeugen, oder er konstruierte während der Stunde im Geiste eine neue Maschine, um den Christbaum zu drehen, eines seiner Lieblingsprobleme, das ihn seit seiner frühesten Kindheit beschäftigte.

Solange Helmut die Bürgerschule besucht hatte, war die Sache allenfalls noch gegangen, zumal in den letzten zwei Klassen sein Lehrer ein äußerst milder und lebenswürdiger Herr gewesen war. Nun er aber ins Gymnasium gekommen, war die Sache ernsthaft geworden. Wiederholt hatte er schlechte Zensuren im Rechnen bekommen, und der Vater hatte verschiedentlich mahnend und drohend zu ihm gesprochen; denn er glaubte immer, die Schuld läge allein an dem Jungen. Daß auch den Lehrer eine Schuld treffen könnte, daran hatte er im Bewußtsein der Schulmeisterlichen Unfehlbarkeit gar nicht gedacht.

Heute nun sollten ihm die Augen geöffnet werden. Der Zustand Helmuts war eine Stunde nach der Züchtigung noch derart, daß die Eltern von der leb-

hastesten Besorgnis ergriffen wurden. Seine Augen blickten starr, wie die eines Irnsinnigen umher, sein Puls schlug fieberisch, und immer noch flog von Zeit zu Zeit ein krankhaftes Zucken durch seinen Körper. Die Mutter hatte ihn auf das Sofa gelegt, aber sie durfte nicht fort von ihm, ängstlich hielt er ihre Hand fest, besonders wenn sich der Vater über ihn beugte, als ob er sich vor ihm fürchtete. Da dieser Zustand anhielt, so sah man sich endlich genötigt, den Arzt zu holen. Der Professor ging selbst und kehrte nach einer Stunde mit dem Freunde zurück.

Da der Arzt unterwegs von allem unterrichtet worden war, so schritt er sofort zur Untersuchung des Kranken. Er schüttelte wiederholt unwillig den Kopf, als er den mit Schwielen bedeckten Rücken des zarten Knaben besah, fühlte den Puls, horchte mit dem Stethoskop auf die Lungenbewegung und verschrieb endlich ein Heilmittel; das Rezept sei sofort nach der Apotheke zu bringen, dem Knaben aber der Trank in der vorgeschriebnen Weise zu verabreichen. Dann nahm er den Professor mit in ein andres Zimmer, weil er ihm einiges Wichtige zu sagen habe.

Mein lieber Erler, begann er, als sie allein waren, ich bedaure dir sagen zu müssen, daß du dein Kind durch deine Züchtigung in schwere Gefahr gebracht hast. Es ist offenbar in den ersten Stadien eines Nervenfiebers, und dessen Ausgang ist ganz unberechenbar. Der Junge ist mir schon längere Zeit durch seine Blässe aufgefallen, wie aber konntest du ihn so unbarmherzig schlagen?

Ja, lieber Freund, du kennst meine hitzige Art. Der Junge hat mir wiederholt schlechte Zensuren im Rechnen gebracht, ich hatte ihm im Wiederholungsfalle Strafe angedroht und mußte nun Ernst machen, so leid es mir hinterher ist.

Wer ist sein Rechenlehrer?

Ein Dr. Turner, der im Rufe großer Strenge steht, aber den Jungen auch etwas Tüchtiges beibringen soll.

Turner? rief der Doktor aus, na, über den höre ich seit Jahr und Tag in den Familien, die Kinder ins Gymnasium schicken, nichts wie Zeter schreien. Der muß ja die armen Jungen durch seine Bedanterien entsetzlich quälen! Hast du dich denn überzeugt, daß Heller schuld ist an den schlechten Zensuren und nicht Dr. Turner selbst? Zeig mir einmal sein Heft, bitte.

Der Professor willfahrte ihm, und nachdem der Doktor ein Weilchen in dem Hefte geblättert hatte, rief er aus: Aber, lieber Freund, das ist ja geradezu strafbar! Siehst du denn als Schulmeister nicht, daß der Mann seine Schüler aufs entsetzlichste schindet? Hier, schau her! Vier Seiten Hausarbeit für die kleinen Kerle, und diese Verbesserungen dazu! und die Verbesserung der Verbesserungen macht zusammen wieder sechs Seiten, in Summa also zehn Seiten Arbeit für die Hausaufgabe eines einzigen Lehrers! Und das in Sexta! Da liegt der Aufgabenzettel für das neueste Extemporale. Zwölf Exempel! Ich glaube, ich brächte das selber kaum in einer Stunde. Ja, sag mir nur, lieber Freund, warum laßt ihr euch das denn gefallen?

Etwas zögernd erwiderte der Professor: Weißt du, es ist nicht Sitte, daß sich Kollegen wegen ihrer Methode, ihres Unterrichtsverfahrens interpellieren.

Ob Sitte oder nicht, die Sache muß anders werden! Sage mir, willst du zu dem Herrn gehn und ihn veranlassen seine Ansprüche herabzusetzen, oder soll ich es tun?

Lieber wäre es mir, wenn du hingingst, lieber Werner; denn bei mir als einem Schülervater und Kollegen sieht es doch etwas eigennützig aus.

Wohl, mein Junge, ich gehe in die Höhle des Löwen. Sie haben nämlich alle eine höllische Angst vor dem Manne, Eltern wie Schüler. Man könnte ja auch direkt zum Rektor gehn und sich beschweren, aber da der Doktor es gut meint,

wie ich höre, und nur in seinen Mitteln fehlgreift, so will ich zunächst mit ihm verhandeln.

Nachdem der Arzt noch einige Anordnungen für den Kranken gegeben hatte, entfernte er sich und ging stehenden Fußes zu Dr. Turner.

Dieser saß in seiner hübsch möblierten Junggesellenwohnung und war vertieft in ein Notizbuch, das mit unzähligen Ziffern, Namen und Daten beschrieben war. Es war das Straf- und Zensurbuch. Die Strafarbeiten, die er auch bei den kleinsten Versehen gab, waren zu solch einer riesigen Zahl angewachsen, daß er sie nicht im Kopfe behalten konnte; darum wurden sie peinlich genau mit Angabe des Vergehens, der Strafe, des Schülers und des Tages der Abgabe in das Notizbuch eingetragen. Kein Geizhals konnte gieriger die ausgeliehenen Summen in seinem Kontobuche zusammenzählen, als der Doktor die Strafarbeiten musterte, die für den folgenden Tag fällig waren. Wehe dem Armen, der sie zu fertigen vergaß! Er erhielt die doppelte Strafarbeit und dazu einen Eintrag ins Klassenbuch, der die Fleißzensur um einen halben Grad herabminderte.

Mit sichtbarem Interesse überlas der Doktor die Namen der Schüler, deren Strafarbeiten am folgenden Tage fällig waren, als die Wirtin an die Tür klopfte und anfragte, ob Herr Dr. med. Werner den Herrn Oberlehrer sprechen könnte.

Lassen Sie den Herrn eintreten.

Verzeihen Sie mein Eindringen zu so ungewöhnlicher Stunde, sagte der Hausarzt des Professors, nachdem er sich sehr förmlich verbeugt hatte, aber meine Zeit ist äußerst gemessen, und ich muß in dringlichen Angelegenheiten mit Ihnen sprechen.

Und welches ist diese Angelegenheit? fragte Dr. Turner.

Ich will mich kurz fassen. Sie betrifft Ihre Behrmethode. Ich höre von allen Seiten Klagen über die großen und schweren Aufgaben, die Sie Ihren Schülern, selbst den kleinsten, stellen, und möchte Sie auf das Bedenkliche Ihres Verfahrens aufmerksam machen.

Mit welchem Rechte erlauben Sie sich diese Einmischung in meine dienstlichen Angelegenheiten? fragte gereizt Dr. Turner, der alles andre, nur nicht eine solche Interpellation erwartet hatte. Ich kenne Sie nicht. Sind Sie ein Verwandter oder ein Vormund eines meiner Schüler; denn einen Gymnasiasten Ihres Namens unterrichte ich nicht?

Ich bin weder Verwandter noch Vormund irgendeines Ihrer Zöglinge, aber ich bin Hausarzt in einem Duzend Familien, die Söhne ins Gymnasium schicken, und als solcher fühle ich mich allerdings berufen, mit Ihnen eine sehr ernste Rücksprache zu nehmen, da ich das körperliche Wohl der Kinder, deren Entwicklung — körperliche wie geistige — ich zu überwachen beauftragt bin, durch Ihr Behrverfahren bedroht sehe.

Mein Herr! brauste jetzt der Oberlehrer auf, ich verbitte mir solche Anschuldigungen. Warum gehn Sie nicht zu meinem Rektor oder zur zuständigen Behörde, wenn Sie sich über mich zu beschweren haben?

Weil ich zunächst eine Aussprache mit Ihnen für richtiger und eines freien Mannes für würdiger hielt; denn ich habe trotz aller Klagen doch von Eltern wie Schülern gehört, mit welchem Ernste Sie Ihre Aufgaben auffassen, und wie Sie sich selbst nicht schonen. Das ließ mich glauben, daß vielleicht ein Hinweis auf das Falsche in Ihrem Verfahren, von unbeteiligter Seite aus, Sie zur Umkehr bewegen könnte. Wenn Ihnen jedoch eine solche Aussprache peinlich ist, so kann ich auch den von Ihnen angedeuteten Weg betreten.

Nein, bleiben Sie, wehrte Dr. Turner, und erklären Sie mir, inwiefern ich mit meiner Behrmethode auf falschem Wege bin.

Insofern als Sie den Kindern alles erschweren, statt zu erleichtern. Gerade in Sexta sollte doch vor allem die Liebe zu dem Fache, das jeder lehrt, geweckt werden. Aber wenn Sie zu peinlich und zu scharf vorgehn, wird Ihr Unterricht zum Gifte, das den Jungen die Lust und Liebe zur Schule zerstört. Die Jungen fürchten sich vor Ihren Stunden, sie fürchten sich vor ihren Zensuren, die meines Erachtens viel zu streng sind, sie fürchten Ihre entsetzlichen Strafarbeiten, die Pedanterie, mit der Sie Außerlichkeiten, die gar nichts mit dem Rechnen zu tun haben, auf die Zensur wirken lassen.

Aber ich muß doch die Jungen zur Ordnung erziehen!

Gewiß, aber bedenken Sie, daß außer Ihnen noch fünf bis sechs andre Herren mit in der Klasse unterrichten, die ebenfalls Aufgaben stellen, und dann rechnen Sie sich zusammen, was alles diesen schwachen Schultern der Sextaner aufgebürdet wird. Ein Teil der Schuld trifft übrigens unsre ganze jetzige Schuleinrichtung, in der alles spezialisiert ist, wo für jedes Fach in jeder Klasse ein besondrer Fachlehrer da sein muß.

Ja, das ist doch gerade der Fortschritt unsrer modernen Pädagogik, warf der Oberlehrer ein.

Ein bedauerlicher Fortschritt! Glauben Sie mir, wenn — wenigstens in den Unterklassen — die Hauptfächer alle in einer Hand lägen, da würde die Überbürdungsfrage bald gelöst sein; denn erstens müßten dann die Herren genau, was für den folgenden Tag an schriftlichen und mündlichen Aufgaben zu fertigen sei, und dann müßten sie sich für manches Fach doch selbst präparieren und würden einsehen, wenn sie selbst so und so lange zur Vorbereitung brauchten, wie viel mehr dann ein Sextaner bedürfe, dem doch jedes Wort, jede Regel neu ist, während der Lehrer ja alles schon gehabt hat, wenn auch vor vielen Jahren. Was für Unterricht geben Sie denn außer Mathematik noch, Herr Doktor?

Nur noch Naturkunde.

Sehen Sie, wie recht ich habe? Das zweite Fach zählt ja so gut wie nicht, nun werfen Sie all Ihre Kraft auf Mathematik, und da Ihnen das natürlich Spielerei ist, so vergessen Sie ganz den Maßstab, den Sie an Sextaner anzulegen haben, wenn nicht vielleicht die eignen Kinder . . . Doch Sie sind ja wohl Jungeselle?

Allerdings, erwiderte der Gefragte.

Wieder ein solcher Übelstand in unserm höhern Schulwesen. Warum heiraten Sie nicht? Warum tut das eine so große Zahl Ihrer Kollegen nicht? Das schlechte Gehalt, das Sie bedauerlicherweise bis vor wenig Jahren bezogen, kann Sie nicht mehr abhalten; denn in keinem Stande ist in letzter Zeit so aufgebeßert worden wie bei Ihnen, und dennoch findet sich ein geradezu schrecklich großer Prozentsatz von Jungesellen unter den höhern Lehrern. Meiner Ansicht nach ist das eine Forderung, die der Staat stellen müßte, daß die Lehrer verheiratet sein sollten. Sie sind jetzt im besten Falle ein guter Lehrer. Ein vollendeter Erzieher aber werden Sie nur, wenn Sie einmal eigne Kinder unter den Händen gehabt haben, und doch ist die Erziehung in Ihrer Tätigkeit mindestens ebenso wichtig wie das Lehren.

Damit greifen Sie einen großen Teil gerade unsrer tüchtigsten Herren an, warf der Oberlehrer ein.

Ich greife sie nicht an, ich beklage sie und beklage die Schüler. Wohl weiß ich, daß es unter ihnen Männer gibt — und gerade an Ihrer Schule sind deren mehrere —, die ihre ganze Liebe, ihr ganzes Herz den Schülern zuwenden. Aber dazu gehören Johannesnaturen, und die sind leider in allen Ständen recht dünn gesät. Die übrigen sind rasch mit ihrem Urtheil fertig. Wenn ein Junge ein

paarmal mit der Vier abschneidet, dann heißt es einfach: Paßt nicht für die Gelehrtenschule, fort mit ihm!

Wenn aber daheim des Lehrers eigener Knabe sitzt, dem es auch etwas säuer wird, der sich jedoch redlich müht, sein Ziel zu erreichen, einer aus dem Holze, aus dem unsre tüchtigen, bescheidenen, treuen Beamten geschnitten werden, da wird sich der Lehrer dreimal, nein zehnmal überlegen, ob er einen Jungen, dem es ebenso wie seinem eignen Kinde geht, hinausstößt aus der Schule.

Ja, lieber Herr, entgegnete Dr. Turner, wir haben's aber doch auch lernen müssen!

Halt, Verehrter, kommen Sie mir nicht mit frühern Zeiten! Da wurde in einzelnen Fächern wohl viel gelernt — mehr vielleicht als jetzt —, aber das Gesamtwissen war geringer, die Summe des damals Gelernten reicht nicht entfernt an das heran, was unsre heutige Jugend lernen muß. Und das hatte seinen guten Grund, denn einmal gab es das verwünschte Spezialisieren nicht, und dann war in jeder Schule und fast in jeder Klasse ein Herr, bei dem, wie wir zu sagen pflegten, „nichts gemacht“ wurde. Meist sehr gute, bisweilen etwas verschrobne Herren, aber wenn ich jetzt als gereifter Mann an meine Schulzeit zurückdenke und sie mit der Jetztzeit vergleiche, so möchte ich sie die „Wohltäter“ der Schule nennen. Bei ihnen konnte man aufatmen. Mochten dann die andern immerhin etwas drücken, es schadete nichts.

Und diese Originale und Wohltäter sind Ihrer Meinung nach jetzt ganz ausgestorben? fragte der Oberlehrer.

Wenigstens sehr selten geworden. In früherer Zeit waren sie häufiger. Wir hatten zum Beispiel einen ausgezeichneten griechischen Lehrer, ein Muster von Gelehrsamkeit, aber so mild und väterlich, daß wir alle für ihn begeistert waren. Eines Tages nun geschah es, daß dieser Herr in der Stunde einschlief. Er erzählte uns später, er habe eine Landpartie gemacht, habe den letzten Zug versäumt und sei gezwungen gewesen, in einem Gasthause zu übernachten, in dem gerade Tanzmusik stattgefunden habe. Natürlich hatte er erst vor dem Lärmen und später aus Sorge, den Frühzug zu verpassen, kein Auge zugetan. So stieß ihm denn insolge der großen Hitze und Anstrengung das oben genannte Malheur zu, das an sich unerhört war, das man aber in Rücksicht auf sein Alter schon hätte entschuldigen können. Als die Glocke den Schluß der Stunde ankündigte, schrak er plötzlich in die Höhe, starrte uns an und fragte dann den Klassenersten: Ich habe doch nicht etwa geschlafen? Jadoch, Herr Professor, erscholl es lustig im Chöre. Aber warum haben Sie mich denn nicht geweckt?

Ja, nun haben wir doch gleich die Präparation auf morgen.

Sehen Sie, Herr Doktor, so etwas könnte jetzt ja nicht mehr vorkommen; denn jetzt sind ja alle Ihre Herren Kollegen Musterlehrer, die sich nichts vergeben, aber auch unnachsichtig gegen die Jungen sind. Ein jeder möchte womöglich jeden Schüler zu einem Musterknaben machen, einem kleinen Wunder von Gelehrsamkeit, und damit schießen sie oft übers Ziel hinaus. So erzählte mir einst einer Ihrer Herren mit großem Stolz, daß er seinen Quintanern eine Übersetzungsarbeit zu Ostern habe schreiben lassen, von der ein andrer Lehrer an einem andern Gymnasium erklärt habe, daß sie die Quartaner seiner Schule nicht hätten überlegen können. Wie viele Tränen mag dieser Ehrgeiz manchen Eltern und Schülern gekostet haben; denn die, die sie mit der Vier geschrieben, waren natürlich sitzen geblieben oder abgegangen. Und doch hatte der betreffende Herr direkt Unrecht getan, weil er zuviel verlangte, an einer andern Schule wäre mindestens die Hälfte der Sitzengebliebenen noch mit fortgekommen. Oder glauben Sie vielleicht, daß die Kinder Ihrer Schule begabter sein müßten als die andrer Gymnasien?

Ganz im Gegenteil. Ich glaube, wir haben in manchen Klassen eine Auswahl von Dummköpfen. Ich meine überhaupt, daß die Begabung der Jugend geringer statt stärker wird.

Das ist wieder eine ganz falsche Ansicht. Die Begabung ist die gleiche, aber die Anforderungen der Schule sind aus den angeführten Gründen gestiegen. Freilich, wenn Sie so weiter wirtschaften, dann kann es sich wohl ereignen, daß das, was Sie von unsrer heutigen Jugend behaupten, in einem halben Jahrhundert eintritt.

Und dann würden Sie der Schule die Schuld geben? fragte der Oberlehrer.

Für die gebildeten Klassen allerdings; denn Sie müssen doch selbst zugestehn — jeder Vater und jede Mutter wenigstens gibt das zu, und jeder Arzt empfindet es als ein schreiendes Unrecht an der Jugend —, daß es unverantwortlich ist, Kinder von neun bis zwölf Jahren fünf Stunden nacheinander in überfüllten, oft überheizten Zimmern bei angestrengter Geistesarbeit einzupferchen. Hier müßte die Schulbehörde energisch eingreifen.

Und wie wäre wohl Ihr Plan für unsre höhern Zukunftsschulen?

Der Vormittagsunterricht dürfte nur in den obern Klassen fünf Stunden umfassen. Der Nachmittagsunterricht müßte beinahe ganz fallen. Der Vormittag gehört der Schule, der Nachmittag den Schularbeiten und der Bewegung in freier Luft (Spielen, Wanderungen, Naturstudien, Baden, Schlittschuhlaufen usw.), der Abend und der Sonntag der Familie (Spiel, Unterhaltung, Kirchgang, Lesen, Vorlesen, Musik, besondern Neigungen, Weihnachtsarbeiten usw.). Wie wenig der Schüler höherer Lehranstalten unter den jetzigen Verhältnissen der Familie gehört, glauben Sie gar nicht; wie erschreckend wenig er in die Kirche kommt, kann Ihnen jeder Pensionsvater und jeder Pfarrer sagen; und wie oft er halbe Nächte aufbleibt, bloß um die Schularbeiten zu erledigen, davon kann Ihnen jede Familie, mit Ausnahme derer, die besonders begabte oder leichtsinnige Söhne hat, erzählen.

Ja, wie sollen wir aber unser Pensum erledigen? Wir sind doch auch gebunden und verpflichtet, jedes Jahr so und so viel durchzunehmen, warf Dr. Turner dazwischen.

Hierin muß eben auch Wandel geschafft werden. Ich halte die höhern Lehrer im allgemeinen für überbürdet. Man muß Ihre Stundenzahl beschränken und damit die entsetzlichen Korrekturen, unter denen sie ja wohl alle seufzen, dann können Sie die Stunden ganz anders ausnützen und können vieles von dem, was sie den Schülern jetzt als Hausarbeit aufbürden, in der Klasse durchnehmen. Meines Erachtens sind die Internate, Fürstenschulen, Seminarien, Kadettenkorps, Privatschulen in dieser Hinsicht günstiger daran. Dort ist eine bestimmte Arbeitszeit vorgeschrieben; wird in dieser Zeit die Aufgabe für den nächsten Tag nicht erledigt, so bescheinigt der Septomatar oder der Aufsichtsführende, daß die Zöglinge bis zur bestimmten Zeit fleißig gearbeitet haben, aber nicht fertig geworden sind, dann hat sich der Lehrer eben zu bescheiden und wird daraus lernen, seine Aufgaben zu beschränken.

Es kann aber doch jeder Vater oder Pensionsvorsteher dasselbe tun wie der Septomatar und ein Schreiben an den Klassenlehrer schicken, daß der betreffende Knabe fleißig gearbeitet hat, aber nicht fertig geworden ist.

Das wird er wohl bleiben lassen; denn erstens macht es einen Haufen Schreiberei oder Lauferei, und dann heißt es am Ende immer noch: Wer weiß, ob der Junge gearbeitet hat, der Alte versteht doch nicht mehr viel davon. Und dann fürchtet der ängstliche Vater oder die noch ängstlichere Mutter, daß der Lehrer einen Groll auf den Jungen kriegt, und so läßt man's lieber gehn, und läßt den armen Knaben sich die halbe Nacht plagen. Wissen Sie aber, was Sie durch diese übertriebenen Hausarbeiten nur erziehen?

Nun, was meinen Sie? fragte der andre.

Betrüger erziehen Sie oder Schwächlinge!

Der Oberlehrer sah den Arzt fast erschrocken an: Betrüger?

Ja, Betrüger, denn wenn die Jungen sehen, daß man ihnen zu viel zumutet, dann greifen sie eben zu verbotnen Mitteln. Sie schaffen sich heimlich Übersetzungen an, oder sie schreiben ab. Gerade in Mathematik geschieht das häufig, aber auch in den Sprachen. Es wird eben ein guter Schüler so lange bombardiert, bis er sein Heft hergibt, dann wird die Arbeit abgeschrieben, es werden noch ein paar Fehler hinzugemacht, und fertig ist die vielgerühmte Hausarbeit, die den Fleiß des Jungen vermehren und die Denkfraft stählen soll.

Inwiefern aber erziehen wir Schwächlinge?

Insofern als Sie die Jungen zwingen, zu einer Zeit, wo der Schlaf ihnen nötiger ist als Nahrung, die Nachtstunden zur Arbeit zu benützen. Eine kurz-sichtige, engbrüstige, nervöse Jugend erziehen Sie uns, und wir brauchen doch gerade weissenfähige Jünglinge, Führer in einem Zukunftskriege, der nach Millionen geführt werden muß, und in dem der aktive Offizierstand nicht zur Hälfte zur Leitung der Massen ausreicht.

Wir haben Gelehrte zu erziehen und keine Soldaten, erwiderte mit einem Anfluge von Hochmut der Oberlehrer.

In welchem mittelalterlichen Wahne sind Sie noch befangen, lieber Herr? rief der Arzt aus. Man sieht, Sie haben nicht gedient. Die allgemeine Wehrpflicht, der Freiwillige, der Reserve- und Landwehroffizier, das sind nächst dem aktiven Offizierkorps die Grundpfeiler, auf denen unser einiges Deutschland ruht. Diese Einrichtungen werden unserm Lande den Sieg verschaffen, gegen welche Feinde es auch immer zu kämpfen haben mag. Sie gestatten sehr wohl die Entwicklung des Handels, des Gewerbes, der Kunst, der Gelehrsamkeit; denn ich glaube, noch nie ist Deutschland nach allen diesen Richtungen hin auf solcher Höhe gewesen wie jetzt; und es steht nicht still, es strebt weiter. Aber dreierlei muß die Schule erfüllen, wenn es in der Entwicklung nicht gehemmt werden soll.

Und was wäre dies?

Einmal die Liebe zur Arbeit, zur gelehrten Arbeit, wenn Sie wollen, zu wecken und zu erhalten, sodann die Fähigkeit zur geistigen Arbeit zu geben durch die vorzügliche Schulung, die das Erlernen der fremden Sprachen, der alten wie der neuen, sowie der Mathematik und Geschichte gewährt, endlich aber auch, die Jugend weissenfähig zu machen. Nur, wenn sie alle drei Ziele gleichmäßig erstrebt und erreicht, erfüllt die Schule ganz ihre Pflicht!

Der Doktor erhob sich, um zu gehn. Seine mit Wärme und Begeisterung gesprochenen Worte hatten entschieden Eindruck auf den Oberlehrer gemacht.

Und welchem besondern Falle verdanke ich die Ehre Ihres Besuches? fragte Dr. Turner.

Allerdings ein besondrer und zugleich höchst betrübender Fall, in dem sich zur Härte der Schule noch die Unvernunft des Vaters gesellt. Und nun erzählte er den Vorgang im Erlerischen Hause, den die unglückliche Vier Dr. Turners hervorgerufen hatte.

Nachdem der Oberlehrer noch sein tiefes Bedauern über den Fall ausgesprochen hatte, entfernte sich Dr. Werner, um noch einmal nach seinem kleinen Patienten zu sehen.

Der Trank, den der Arzt für Helmut verschrieben, hatte bald eine günstige Wirkung ausgeübt. Das nervöse Zucken hatte aufgehört, und der Knabe war in einen leisen, etwas unruhigen Schlaf verfallen. Allein das hatte nur kurze Zeit gewährt. Dann war Fieber eingetreten, heftiges Fieber mit Phantasieren. Immer

bewegte sich der kleine, geängstigte Geist in der Schultube. Plötzlich hob er die Hand aus dem Bett und streckte sie in die Höhe, als ob er sich zu einer Antwort melden wollte.

Ich, Herr Oberlehrer, ich, bitte! —

Ein kurzes Schweigen, dann fuhr er in der schulmäßigen, gleichförmig betonenden Sprechweise fort: Zweimal neunzehn ist achtundvierzig!

Plötzlich zuckte er jäh zusammen, als ob er sich vor einem Schläge bückte.

Ach nein, nicht schlagen! Bitte, bitte, lieber Herr Doktor, ich weiß es jetzt... Zweimal neunzehn... zweimal neunzehn ist... ist...

Ein krampfhaftes Weinen war die Fortsetzung. Er drückte sein Gesicht in das Kissen und schluchzte, daß das Herz der Eltern blutete.

Die Mutter sprach zu ihm und wandte ihm leise den Kopf; dann legte sie ihm ihre Hand auf die Stirn, und es war, als ob ihn das beruhigte. Er hörte auf zu schluchzen und lag ein Weilchen in tiefer Ermattung.

Dann deklinierte er fehlerlos fructus und cornu, und es ging, als er zu Ende war, wie ein Sonnenstrahl über sein Gesicht, als ob er vom Lehrer gelobt worden wäre.

Mit einemmal aber ergriff er die Hand der Mutter und hielt sie fest: Der Stock... nimm den Stock weg, Mama, ich will keine Vier mehr schreiben!

Und dann kroch er unter das Deckbett, als ob er sich vor den Schlägen decken wollte.

Nur mit Mühe konnte die Mutter das Bett wegziehen, das er krampfhaft festhielt.

In diesem Augenblick trat der Arzt ins Zimmer. Er sah mit einem Blick, wie es stand. Die tiefbekümmerte Miene der Eltern, das Fieber im Auge des Kranken ließen ihn erraten, daß der Geist des Kleinen umhergewandert sei.

Er nahm das Fieberthermometer aus der Tasche und legte es in die Achselhöhle des Kindes, um die Temperatur festzustellen. Während dieser Zeit fühlte er den Puls und trug dann die Fiebergrade sowie die Zahl der Pulsschläge auf ein Blatt ein, das er auf den Tisch legte.

Auf diesem Blatte werden die Fieberkurven aufgezeichnet, sagte er dann. Ich werde zweimal den Tag kommen, früh und abends, und die Temperatur messen. Am Mittag setzen Sie das Thermometer ein, wie ich es tue, sodaß die Achselhöhle das Thermometer vollständig umschließt. Sie müssen also den Arm etwas andrücken, indem Sie die Hand des Kindes auf die Brust legen.

Auf den besorgten Blick der Eltern fuhr er fort: Es sind jetzt 42 Grad Fieber. Ich verschreibe sofort ein Mittel, damit es nicht steigt. Jedenfalls muß jemand bei dem Kranken wachen. Soll ich Ihnen eine Schwester zur Pflege versorgen?

Die Mutter lehnte das mit Bestimmtheit ab, indem sie erklärte, daß sie selbst die Nachtwache übernehmen werde.

Aber Sie können doch nicht alle Nächte aufbleiben, erwiderte der Doktor. Bedenken Sie Ihre eigne Gesundheit!

Nun, dann löst mich mein Mann ein Weilchen ab, damit ich eine Stunde schlafen kann.

Der Professor nickte, und dann entfernte sich der Arzt, nachdem er das neue Rezept geschrieben hatte.

Das Heilmittel tat seine Wirkung. Das Fieber nahm etwas ab, und der Kranke verbrachte die Nacht leidlich. Er verlangte oft zu trinken, und nur manchmal sprach er im Fieber; aber die quälenden Bilder, die ihn am Nachmittage geängstigt hatten, kehrten nicht wieder.

Acht Tage währte dieser Zustand der Bewußtlosigkeit, acht furchtbare Tage für die Eltern, die sich abwechselnd in die Pflege des Kleinen teilten; am neunten Tage schwand das Fieber gänzlich, und die Besinnung kehrte zurück. Die Mutter saß am Bette des Kindes, das in leichten Schlummer gefallen war, und sah auf das bleiche eingefallne Gesicht, das nicht mehr durch die Fieberhitze einen trügerischen Schein von Frische besaß, als die Augenwimpern zu zucken anfangen, und der Knabe plötzlich mit hellem Blick seine Mutter anschaute. Ein Lächeln glitt über seine Büge, als er seine Pflegerin erkannte.

Mudding, flüsterte er und griff nach ihrer Hand, die er zärtlich drückte.

Mein Helmut! rief die Mutter und küßte seine Stirn, indem ihr die Tränen über die Wangen liefen.

Wo war ich denn, Mudding? Bin ich krank? fragte der Knabe.

Ja, mein Herzlieb, du warst sehr krank und bist es noch; darum sprich jetzt nicht, bis es der Herr Doktor erlaubt.

Sie ordnete ihm die Kissen, gab ihm einen Schluck Limonade, den er gierig einsog, und dann lag er still in seinem Bette, den Blick unverwandt mit dem zärtlichsten Ausdrucke auf das Gesicht der Mutter geheftet.

Die Eltern freuten sich über den Zustand des Knaben. Denn das furchtbare Fieber war ja gewichen, und wenn es nicht wiederkehrte, war Aussicht vorhanden, daß ihr Kind genäse. Allein als der Arzt kam, stimmte er durchaus nicht in die Freude ein. Er fühlte mit der Hand die Stirn des Kleinen, und diese wie der klare Blick des Auges bewies, daß das Fieber geschwunden sei; allein er nahm lange des Knaben Hand in die seine, indem er den Puls fühlte. Dabei wurden seine Mienen immer ernster, und endlich ging er in das Nebenzimmer, indem er dem Professor winkte, ihm zu folgen.

Was ich diese ganze Zeit über gefürchtet habe, scheint eingetreten zu sein. Die furchtbare Fiebererregung hat eine Herzaffektion zur Folge gehabt, die, wenn nicht ein Wunder geschieht, zum Tode führen muß. Ich fühle kaum noch den Pulsschlag. Daß sofort dies Rezept besorgen, fuhr er fort, indem er rasch einige Worte auf ein Formular schrieb. Ich verordne digitalis in starker Dosis. Am Nachmittage werde ich wiederkommen.

Als der Professor ins Krankenzimmer trat, zog ihn seine Frau in eine Ecke und verlangte zu wissen, was der Arzt gesagt habe. Zögernd und leise, damit ja Helmut nichts höre, teilte er ihr des Arztes schlimme Diagnose mit. Aber wie leise er auch gesprochen, das Ohr des Knaben schien etwas von den Worten gehört zu haben, und sein Blick ersah aus den bestürzten Mienen und den Tränen der Mutter, die ihr unaufhaltsam aus den Augen brachen, um was es sich handle, und plötzlich fragte er: Muß ich sterben, lieber Vater?

Die Frage kam so unerwartet und erschreckte den, an den sie gerichtet war, so, daß es war, als würge ihn jemand. Er war nicht imstande zu antworten, sondern streichelte nur zärtlich seines Knaben Wange, indem dicke Zähren auf das Bett fielen.

Auch den Knaben schien der Gedanke, Abschied nehmen zu müssen, tief zu bewegen; denn auch er hatte Tränen im Auge, und er schluckte beständig, um nicht laut weinen zu müssen. Aber es war nicht die Trennung von den geliebten Eltern, die ihn zunächst zu beschäftigen schien, denn er fragte: Vater, kann ich auch mit einer Vier in den Himmel kommen?

Wie vom Schlage getroffen sank bei diesen Worten der starke Mann auf die Knie, begrub sein Gesicht in dem Bette des Kindes und weinte bitterlich. Was hätte er in diesem Augenblick gegeben, wenn er das Geschehene hätte ungeschehen

machen können. Wie gern hätte er auf seinen Wunsch, das Kind zu einem Gelehrten zu erziehen, verzichtet, wenn es nur am Leben geblieben, wenn nur der furchtbare Vorwurf von ihm genommen wäre, daß er die Todesursache seines Kindes sei.

Die Mutter antwortet statt seiner: Gewiß, mein Helmut, du kommst zum lieben Gott und zu deinem Heilande; die fragen nur nach deinem Herzen, und das ist ja so gut!

Den Knaben schien diese Antwort zu beruhigen. Er lächelte, schloß die Augen ein Weilchen, aber immer streichelte er zärtlich seiner Mutter Hand. Endlich sagte er: Mudding, bitte, laß mir vor, vom Herrn Jesus und den Kindlein.

Die Mutter ging und holte die Heilige Schrift. Als sie die Worte las: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihnen ist das Himmelreich, erstickten die Tränen fast ihre Stimme, aber sie bezwang ihren Schmerz; denn ihr Kind lächelte selig bei diesen Worten der Verheißung, und so las sie weiter, bis sie sah, daß die Ermattung den Knaben überwältigt hatte und er eingeschlummert war. Ängstlich lauschte der Vater auf die Atemzüge, sie waren kaum zu vernehmen, aber eine Flaumfeder, die er ihm an den Mund hielt, bewegte sich leise, ein Zeichen, daß der Atem noch nicht erloschen war.

Sobald die Arznei gebracht wurde, weckte man den Kranken und gab ihm das vorgegeschriebne Maß ein. Es belebte den Herzschlag etwas, aber trotzdem übermannte ihn die Mattigkeit immer und immer wieder. Als er nach längerem Schlummer erwachte, strahlte er wie von überirdischer Freude.

Mudding, rief er, liebes Mudding, ich habe geträumt, ich wäre im Himmel. Ach wie schön das war! Die kleinen Engel waren so lieb mit mir. Wir sangen dem lieben Gott lateinische Lieder, und denke nur, ich verstand, was sie bedeuteten. Und dann konnte ich die Sterne zählen, obwohl ihrer viele tausend waren. Und als die Engel mir sagten, daß auf der andern Seite gerade so viel wären, da wußte ich gleich, wieviel es zusammen waren. O, es war schön, Mutterchen, so schön!

Dann nach einer Weile: Mutterchen, ich will gern sterben, dann mache ich dir keinen Kummer mehr, und Herr Turner ärgert sich nicht mehr über mich, und Vater regt sich nicht mehr so furchtbar auf, daß er auch krank wird, dann bringe ich euch keine schlechten Zensuren mehr nach Hause. Wirßt du manchmal an mich denken, wenn ich von euch gegangen bin?

Alle Tage, mein Liebling, erwiderte die Mutter, du weißt wann?

Ja, zum Abendgebet, wann du den andern aus Spitta vorliest oder aus der Bibel, besonders die Stelle, wo der Herr Jesus spricht: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn ihrer ist das Reich Gottes.

Am Abend und Morgen, immer werde ich im Geiste bei dir sein, mein Kind.

Der Kleine lächelte beglückt. Dann streichelte er der Mutter Hand; denn sie war niedergekniet am Bette und hatte ihr Gesicht niedergebeugt, damit er sie nicht weinen sähe. Als sie aufblickte, sah sie, wie sich die kleine Gestalt streckte, wie sie noch einmal tief atmete, dann das Gesicht abwandte und in den Schlummer fiel, aus dem kein Erwachen ist.

Er ist von uns gegangen, sprach sie leise, indem sie ihren Mann, der ans Bett getreten war, neben sich auf die Knie zog. So verharrten sie lange und geleiteten mit ihren Gebeten die kleine Seele aufwärts zum Himmelstor, das sich weit aufthat vor solchen Fürsprechern. Endlich erhob sich die Mutter und sprach mit fester Stimme: Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gelobet! Er hat uns gesegnet mit diesem Kinde und seinem tiefen, reichen Herzen. Er hat uns geprüft, indem er es von uns nahm. Aber er hat es zu

sich gezogen aus lauter Gnade, noch ehe es die eigentliche Mühsal der Welt, noch ehe es die Sünde kennen gelernt hat, und hat uns durch diesen kurzen Schmerz vor manchem Kummer, vor mancher Sorge bewahrt. Und da ich täglich mit unserm Kinde vereint sein werde im Gebet, so wird es das Band knüpfen zwischen Himmel und Erde, das uns verbinden soll mit der himmlischen Heimat, der auch wir zustreben.

Aber ich bin schuld an seinem Tode, an deinem Schmerze! stöhnte der Professor.

Du hast das Beste gewollt nach deiner Meinung und in gutem Glauben. Weil es vielleicht zu irdisch gedacht war, hat ihn der Herr zu sich genommen. Du aber, hebe dein Haupt und übe an andern, was dir an deinem eignen Kinde nicht gelang, Hingebung, Milde und Nachsicht.

So rang sie sich heldenhaft, sieghaft durch den gewaltigen Schmerz infolge der Festigkeit ihres Glaubens, den sie ihr Kind gelehrt hatte, und durch den sie mit ihrem Lieblinge auch nach dem Tode verbunden blieb.

Das Begräbniß Helmut Erlers wurde zu einer großen Beileidskundgebung für die Eltern. Der Geistliche sprach ergreifend, ebenso der Klassenlehrer, der dem Entschlafnen ein herrliches Zeugnis durch seine Worte ausstellte. Am tiefsten bewegt war Dr. Turner. Die Worte des Arztes und die erschütternde Tragik des Falles Helmut Erler trugen dazu bei, daß er von seinem starren, pedantischen Standpunkte abging, und da er an sich ein guter, nur allzu pflichteifriger Mensch war, so wurde aus dem gefürchteten und verhassten Lehrer bald ein Liebling aller Klassen, in denen er unterrichtete.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel

Berlin, 16. Mai 1909

(Brindisi und Wien. Die Regierung und der Reichstag. Die Wertzuwachssteuer. Die Liberalen und die Reichsfinanzreform. „Beamtentage.“)

Am 14. Mai hat Kaiser Wilhelm unter unbeschreiblichem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in die Wiener Hofburg gehalten, um dort den treuen Verbündeten unsers Reichs, den ehrwürdigen Kaiser Franz Joseph, zu begrüßen. Zwei Tage vorher hatte die Begegnung mit König Viktor Emanuel in Brindisi stattgefunden. Wenn die Aufnahme, die unser Kaiser in Wien gefunden hat, diesesmal im Zeichen einer ganz besondern Herzlichkeit und Begeisterung stand, so ist das nicht zu verwundern. Die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Herrschern sind von jeher von besondrer Wärme und Herzlichkeit erfüllt gewesen, und jetzt kam noch hinzu, daß die politischen Ereignisse der letzten Monate den Wert dieser Beziehungen und des zwischen den Staaten bestehenden Bündnisses den Völkern greifbar vor Augen geführt hatten. Wir freuen uns aufrichtig, daß die österreichische Hauptstadt bei dem Empfang des Kaisers so stark und deutlich das Bedürfnis fühlte, diese bundesfreundlichen Empfindungen zu bekunden und unserm Kaiser Ehren zu erweisen, die in einer solchen freudigen Begeisterung nur selten einem Herrscher in einer fremden Hauptstadt zuteil werden. Wir können uns dieser Aufnahme um so unbefangener freuen, als es sich hier nicht bloß um den Augenblicksrausch handelt, dem die Bevölkerung einer Großstadt — noch dazu einer genußfreundigen wie Wien — leicht unterliegt, sondern um die in Überzeugungen wurzelnden, festen Grundlagen einer Stimmung, zu der auch die Politiker, wenn